



Die Ost-Heimat erscheint im Monat 2 mal als Beilage zum Gefelligen.

Druck und Verlag: Eichstädtische Buchdruckerei Wilhelm Pein, Verlag „Der Gefellige“, Komm.-Bes., Schneidemühl.  
Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Franz Biehl, Schneidemühl.

## Aus der Geschichte des Dorfes Deutsch-Fier im Kreise Flatow.

Früher hieß das Dorf *Bezewo* und wurde geschrieben: *Bieczwo* alias *Görzna* 1498, *Bieczwo*, *Bieczwo*, *Bedoczwo*, *Bedoewo*, *Bezowo*. Der Name ist abzuleiten von dem polnischen Worte *piec*-Ofen, Ziegelofen. Auffallend ist, daß *Bezewo* wie das benachbarte *Gursen* auch *Görzna* genannt wurde. Vermutlich ist *Gursen* gewissermaßen Kolonie von *Bezewo*, und dies hat dann seinen Namen an den jüngeren Ort abzugeben. Nunmehr ist auch dieser Name des Dorfes durch einen neuen ersetzt worden. Man wollte mit diesem gern der geschichtlichen Ueberlieferung gerecht werden. Das wäre gesehen, hätte man den Namen *Ofenbach* gewählt. (Das Vorderfließ — ein Bächlein, das das Dorf in zwei Längsreihen teilt — fließt nämlich dort, wo die Ziegelei früher stand, vorbei. *Ofenbach* also Bach, der am *Ofen*, Ziegelei, vorbeifließt.) Andere Vorschläge lauteten: *Lindental*, *Rüddowtal*, *Petersdorf* und *Deutsch-Fier*. Auf den letzten Namen einigte man sich und durch Beschluß des Preussischen Staatsministeriums vom 17. April 1926 wurde die Namensänderung genehmigt. *Deutsch-Fier* steht zwar mit dem Namen *Bezewo* in keiner Verbindung, doch lehnt sich dieser Name an Ortsnamen der nächsten und weiteren Umgebung an (*Hohenfier*, *Grünfier*, *Hasenfier*).

Vor Aufhebung der gemeinschaftlichen Bewirtschaftung der zum Dorfe gehörigen Acker hatten einzelne Teile derselben nach Zweck und Beschaffenheit verschiedene Benennungen. Der fruchtbarste Acker hieß der Hauptplan, daneben gab es einen *Moderplan*, *Tangerplan*, *Wiesplan*, *Dungplan*, *Grandplan*, *Ackerplan*. Die Kohlgrube lag in der Nähe *Rüddowbrücke*, die Lehrsgrube im Westen des Dorfes. In der Nähe der *Dissowker Mühle* lag der *Kohlhof*, so genannt nach den Kohlbeeten, die Bewohner dort hatten.

*Deutsch-Fier* ist eine uralte Wohnstätte; das beweisen die vielen frühgeschichtlichen

Funde, die hier gemacht worden sind. Viele Steinleistengräber sind hier aufgedeckt worden.

Das Dorf soll früher südlich von seinem jetzigen Standorte gelegen haben. Nicht weit davon stand ein herrschaftliches Schloß. Der Teil der Feldmark, auf dem früher *Deutsch-Fier* gelegen haben soll, heißt heute noch „Die alte Dorfstätte“, der Berg, auf dem das Schloß war, „*Herrenhausberg*“.

Der Ueberlieferung nach sind hierher die ersten deutschen Einwanderer gekommen. Das Dorf erhielt 1663 ein Privilegium, durch welches der Grundherr *Andreas Karl v. Grudzinski* die schweren Lasten, die den Einwanderern von seinen Vorgängern aufgebürdet waren, nach Möglichkeit erleichterte. Doch die späteren Grundherren vermehrten die Lasten wieder. Ganz besonders schwer hatten die Dorfbewohner unter der *Fürstin Sulkowski* zu leiden.

Vor der Ablösung der *Zins- und Scharwerksdienste* (1832) mußten die Grundstücksbesitzer mit Ausschluß des *Freischulzen* Regell an die Gutsherrschaft gemäß des zwischen den Interessenten vor dem *Kreisjustizrate Mehrin* unter dem 29. September 1928 geschlossenen Vergleichs entrichten und leisten:

1. bare Geldzinsen 290 Taler 14 Sgr.
2. 517 Gespanntage;
3. an Handtagen 213 Mannstage und 290 Frauentage;
4. hatten sie die sogenannten *Teichwiesen* bei *Gursen* einschnittig zu mähen, das Heu einzufahren und abzuladen, wofür die Arbeitenden 1½ Tonnen Bier von der Herrschaft erhielten;
5. mußten sie die sogenannten *Cerniewiesen* einmal jährlich mähen, wofür ihnen ebenfalls 1½ Tonnen Bier verabfolgt wurden;
6. hatten sie die sogenannten „*Morgen*“ auf dem *Borwerk Nowinni* alle drei Jahre dreimal zu pflügen, zweimal zu eggen, ferner dort den Roggen zu mähen, zu harken, einzufahren und in die Scheune zu bringen;
7. waren an *Naturalien* zu geben 16 Gänse, 32 Hühner und 33¼ Mandeln Eier.

Am 6. März 1832 wurde der *Dienstablösungsrezeß* vollzogen. Danach trat die Gemeinde für die *Ablösung* der Verpflichtungen an Fläche 418 Morgen 145 Quadratruten ab und gab ein Kapital von 50 Talern; sie verpflichtete sich, an *Geldzins* 290 Taler 14 Sgr. und an *Rente* 125 Taler jährlich zu zahlen. Sämtliche an die Gutsherrschaft noch zu leistenden Abgaben — jährlich 440 Taler 5 Sgr. 6 Pf. — wurden dann nach dem unter dem 19. September 1854 bestätigten *Rezeß* vom 6. Mai 1854 durch *Rentenbriefe* und *Kapital* abgelöst.

Von den *Hand- und Spanndiensten* war vorher nur der *Freischulze* befreit. Am 18. Dezember 1750 gab *Fürst Sulkowski* dem *Freischulzen Gabriel Mallki* ein *Privilegium*, das die Befreiung von den *Hand- und Spanndiensten*, ebenso von den *Abgaben* gegen Zahlung eines jährlichen *Zinses* von 70 Gulden preussischer Münze ausspricht. Dafür hatte er die *Ordnung* im Dorfe aufrecht zu halten, und alle *Abgaben* an die Gutsherrschaft einzutreiben und abzuführen. Das frühere *Schulzeniegel* zeigte einen *Dreschflügel*, eine *Fork*, eine *Harke*, eine *Senze* und fünf *Garben*. Darüber stand „*Dorfgerichtsiegel*“, darunter „*In Pestewo Regell*.“ (*Regell* war damals *Schulze*.) Das *Freischulzengut* *Deutsch-Fier* hatte ursprünglich 500 Morgen 120 Quadratruten. Es wurde der Gemeinde angekauft und unter 29 *Besitzer* verteilt.

Die *Kirchengemeinde* *Deutsch-Fier* ist im Jahre 1879 gegründet worden. Die *Bewohner* stammten aus *Pommern* und waren *evangelisch*. *Deutsch-Fier* bildete damals eine eigne *Pfarr*. Der *Pfarrer* wohnte im Dorf. Der *Garten* neben der *Kirche* ist der *Platz*, auf dem das *Pfarrhaus* stand. (Dort war es noch vor etwa 70 Jahren, von den *Dorfbewohnern* „*Kloster*“ genannt.) Jetzt ist *Deutsch-Fier* *Pfarr* von *Tarnowitz*. Bekannt sind folgende *Pfarrer*: 1. *Michael Glogow*, ein *Ditpreuße*, um 1670; 2. *Michael Torles*, um 1690; 3. *Christoph Friedrich Weise*, von 1704—1772; 4. *Koch*, von *Deutsch-Fier* 1722 vertrieben. Die *Kirche*, welche von dem *Konistorium* zu

Romänen zu einer katholischen geweiht werden sollte, wurde, um dieses zu verhindern, von der Gemeinde 1730 niedergeworfen. Ihre Andachtsübungen, welchen nun die Ortslehrer vorstanden, hielten die Bewohner heimlich in der Schulstube ab. Sehr häufig sind sie von den Konföderierten überfallen worden und oft sind sie dabei in große Lebensgefahr geraten. Erst 1772 erließ Deutsch-Fier völlige Religionsfreiheit.

Die jetzige Kirche ist 1801 erbaut worden, 1842 durch eine Orgel vervollständigt. Sie hat 200 Sitzplätze. Die beiden Glocken stammen eine aus dem Jahre 1893, die andere aus dem Jahre 1927.

Nach einem Bericht des Superintendenten Petersen zu Tarnowke war schon „im sechzehnten Säculo“ in Deutsch-Fier eine Schule. Die Ortslehrer, deren sich die Gemeinde noch erinnern kann, sind folgende: 1. Loose, nur noch dem Namen nach bekannt; 2. Braß, soll in der Zeit Friedrichs I. das Lehramt hier verwaltet haben; 3. Wustobarth, er soll bei Abhaltung einer Andacht, als ihn Konföderierte überfallen wollten, durch ein Fenster die Flucht ergriffen und so sein Leben gerettet haben; 4. Mathe ist unter Friedrich Wilhelm II. hier gewesen und im Jahre 1812 gestorben; 5. Johann Krüger wurde 1814 an die hiesige Schule berufen. Er hat in der Gemeinde 34 Jahre als Lehrer gewirkt. Während seiner Zeit brach Dorfe zweimal Feuer aus. Das erste Mal am 14. April 1844 in der Mittagsstunde bei heftigem Sturme, wobei 10 Bauernhöfe und vier Kätnerstellen eingeäschert wurden, auch 3 Menschen verbrannten, das zweite Mal am 23. Oktober 1846. Dieses Mal brannten 4 Bauernhöfe mit voller Ernte nieder. 6. Am 1. Oktober 1847 trat Eduard Floerke das hiesige Lehr- und Organistenamt an. Auf seine Anregung hin wurden 1865 eine Feuerspritze beschafft und die Dorfstraße gepflastert. Er war auch Homöopath und besaß im Erkennen und richtigen Behandeln der Krankheiten eine besondere Gabe. Nicht nur von der Gemeinde, sondern auch von Nachbargemeinden wurde er gern gerufen, zumal er seine Arzneien unentgeltlich verabfolgte. Auch in der Vieharzneikunde war er bewandert. 1902 trat er in den Ruhestand und verzog nach Jastrow. 7. Von 1902—1923 amtierte hier Ernst Frits, 1923 verstorben.

Das hiesige Schulhaus ist 1853 erbaut worden. In früherer Zeit hat die Schule nicht auf dem jetzigen Platze gestanden haben; das jetzt dem Kätner Hauth gehörige Häuschen am Dorfsteiche soll die frühere gewesen sein. Das jetzige Schulgebäude ist erneuerungsbedürftig. Ein Neubau ist bereits beschlossen, und es steht zu hoffen, daß die Platzfrage endlich irgendwie geregelt wird, daß der Bau begonnen werden kann. — Am 1. November 1926 ist im Dorfe vom Kreise eine Fortbildungsschule eingerichtet worden.

Im Jahre 1894 wurde der Deutsch-Fierer Darlehnskassenverein, e. G. b. S., gegründet, der heute zwar noch besteht, doch nach der Inflation nicht mehr recht vorwärts schreitet. Außerdem hat das Dorf einen Kriegerverein (Dt.-Fier—Espenhagen), einen 1892 gegründeten Landwirtschaftlichen Verein, seit Kriegsbeginn eine Elektrizitätsgenossenschaft, e. G. b. S., und seit 1925 einen Turnverein.

Die Verbindungschaulsee an die Jastrow—Flatower Chaulsee wurde im Jahre 1904—05 gebaut. Der Kreis Flatow und die Stadt Jastrow gaben hierzu Beihilfen. 1927 wurde diese Chaulsee vom Kreise Flatow übernommen.

1913—14 wurde Deutsch-Fier Bahnstation (Strede Jastrow—Wengerz). Der Zufahrtsweg zum Bahnhof wurde 1914—15 fertiggestellt. Zu bedauern ist es, daß seit Februar 1924 nur Diensttags und Freitags zwei Zugpaare auf dieser Strede verkehren. Hoffentlich wird auch hier bald wieder der tägliche Zugverkehr aufgenommen.

## Seidenbau und Seidenindustrie in Schneidemühl.

Von A. Stralat.

Der Große Kurfürst war der erste brandenburgisch-preussische Fürst, der die Seidenindustrie in seinen Staaten einführte, und zwar wurde sie hier durch französische Flüchtlinge begründet, die in ihrer Heimat schon mit der Technik und der kaufmännischen Behandlung der Seide vertraut waren. Wenn die Ergebnisse nicht von anfangs in sie gelehten Hoffnungen entsprachen, so lag es daran, daß die Franzosen fast ohne jedes Betriebskapital dastanden und allein auf die Unterstützung der Regierung angewiesen waren. Der Rohstoff kam aus Italien, und als es bei allen Anstrengungen nicht gelang den Auslandmarkt der brandenburgischen Seide zu eröffnen, wurde die Seidenindustrie immer mehr von der Wollfabrikation zurückgedrängt.

Die Nachfolger des Großen Kurfürsten versuchten, den Rohstoff im Lande zu gewinnen, und dazu war die Anpflanzung von Maulbeerbäumen für die Raupenzucht nötig. Mangelnde Einsicht bei der Landbevölkerung, Widerstand gegen das Neue und eine gewisse Schwermüdigkeit, sich die neue Technik anzueignen, ließen auch jetzt keinen rechten Erfolg aufkommen.

Es war längst bekannt, daß der Maulbeerbau in den östlichen Provinzen Preußens fortkommen konnte. Er verlangte aber einen lockeren und fruchtbaren Boden, viel Licht und Sonne und öftere Bewässerung sowie Schutz vor Nordwinden. Es war klar, daß der Landwirt solche Ackerstücke, also die besten seines Feldes, nicht für diese nach seiner Ansicht überflüssige Kultur hergeben wollte, und die Städte, die über wenig Grundbesitz verfügten, verlangten vom Staat hohe Pachtgelder, wenn sie einmal einige wüste Plätze hergaben. Das Ausläien und später die Behandlung der Seelinge mußten mit besonderer Sorgfalt geschehen, und die Bäume wurden recht oft beschnitten, daß sie sich mehr in die Breite als in die Höhe entwickelten. Da geeignetes Land schwer zu erhalten war, befahl die Regierung, die Straßen und die Marktplätze in den Dörfern und Kleinstädten mit Maulbeerbäumen einzufassen.

So standen die Verhältnisse nicht nur in den früheren preussischen Provinzen, sondern auch in den ersten Jahren nach 1772 im Nekebidistrikt. Man zeigte aber Friedrich der Große in dieser Sache weit mehr Energie als seine

Vorgänger. Als Zentralstelle hatte er bereits vor dem siebenjährigen Kriege das Seidenbau-Departement geschaffen, das erst als fünfte Abteilung dem Generaldirektorium, der preussischen Zentralbehörde, unterstand, dann aber selbständig wurde. Es sammelte die Tabellen und Vorschläge der untergeordneten Behörden und leitete die Verteilung der Seiden Spinnereien und des Maulbeerbaumsamens.

Die ersten Erlasse über den Seidenbau im Nekebidistrikt ergingen im Jahre 1773 an die Kammerdeputation in Bromberg. Diese, unter Leitung des Kammerdirektors v. Gaudi, war mit der Sache noch zu wenig vertraut, um praktische Vorschläge zu machen.

Der Maulbeerbaum war im Nekebidistrikt nicht unbekannt. In den Gärten mancher Güter fand er sich als Zierpflanze, ohne aber einen besonderen Zweck zu erfüllen. Nur die Fürstin Sulkowski in Krojanke liebte zu ihrem Vergnügen und Hausbedarf auch Seide spinnen und verstärkte auf die Anregungen des preussischen Königs später ihren Eifer. Die Fürstin hatte als Bürgermeister nach Krojanke den früheren evangelischen Prediger Jakob Weinberg aus Pommern berufen. Er hatte sich dort bereits mit den Grundzügen der Maulbeerkultur bekannt gemacht und versprach nun der Fürstin goldene Berge; es war ihm nicht schwer, sich der Frau gegenüber als Sachkenner aufzuspielen. In Wirklichkeit war er aber ein prahlerischer und großsprecherischer Mensch, ein unsteter und unklarer Kopf, und es bestand die Vermutung, daß er wegen Unehrlichkeit aus seiner früheren Stellung entfernt worden war. Weinbergs Wunsch ging nach einer Plantagen-Inspektorstelle, mit der ein Gehalt von 50 bis 300 Talern verbunden war. Er richtete Briefe nach Berlin, prahlte mit seinen Erfolgen und bat um die vorgenannte Stelle sowie den Titel Kriegsrat. Es gelang ihm auch, den zur Besichtigung seiner Erfolge entsandten Kriegsrat Schröter zu täuschen, indem er ihm die alten Sulkowskischen Einrichtungen und Anlagen zeigte und hinzufügte, das wäre alles sein Werk. Der König hatte es aber mit der Uebertreibung der Inspektorstelle nicht so eilig, wie Weinberg es wünschte, denn der hatte sich durch seine Unverträglichkeit in Krojanke so unmöglich gemacht, daß er dort nicht mehr bleiben konnte.

Da indessen in Schneidemühl die Bürgermeisterstelle freigeworden war, meldete sich Weinberg für diesen Posten und bat auch den Kriegsrat Schröter um Unterstützung. Die Bürgerschaft, die bereits den Accise-Einnehmer Heupel gewählt hatte, erhob einstimmigen Protest gegen Weinberg, und nur soviel erreichte Schröter, daß man Weinberg einen Platz für seine Maulbeerplantagen einräumte. Es war höchste Zeit für ihn. Wenige Tage darauf flüchtete er nach Schneidemühl, gerade als man ihn in Krojanke wegen neuer Veruntreuungen verhaften wollte. Seine Bäume mußte er freilich unter Obhut des Schuhmachers Rauch zurücklassen, der sich aber nicht viel um sie kümmerte.

Von Schneidemühl aus überschüttete Weinberg nun das Seidenbau-Departement mit neuen Vorschlägen, von denen manche sogar durchaus vernünftig waren. Für einen ziemlich hohen Preis hatte er im Jahre 1776 der Stadt 70 Bäume verkauft und damit die erste Plantage begründet.

Die verworrenen, unklaren Schreiben Weinbergs, die sich weder mit den Berichten Schröters, noch denen der Kammer deckten, veranlaßten das Seidenbau-Departement, eine eingehende Revision vorzunehmen, was der Kammer am 2. Oktober 1776 mitgeteilt wurde. Am 9. Mai des folgenden Jahres machte sich der Plantagen-Inspektor Barandon auf den Weg. Am 4. Mai besichtigte er den Seidenbau in Schneidemühl. Die 70 Bäumchen, die man von Weinberg gekauft hatte, standen auf dem jüdischen Friedhof und wurden vom Stadtgärtner gepflegt. Wenn auch noch schwach, so zeigten sie sich doch gesund und entwicklungsfähig und versprochen ein gutes Fortkommen. Auf dem Platz von 1 1/2 Morgen, den ihm die Stadt auf Schröters Veranlassung übergeben hatte, war er gerade dabei, nach gründlicher Bearbeitung des Bodens ein Pfund frischen Samens auszustreuen und 8000 bis 10000 zwei- bis vierjährige Pflanzen zu setzen, die er sich vielleicht mit Hilfe der in Pommern unterhaltenen Kollektengelder beschafft hatte. Barandon war mit ihm zufrieden, und als Weinberg sagte, seine älteren Bäume in Krojanke machten ihm große Sorge, da wollte Barandon deren Herausgabe bei der Fürstin erwirken.

Einen Nutzen hatte die Revisionsreise doch gehabt, denn das Interesse für den Seidenbau stieg, und die Gesuche um Maulbeerbaum-samen und Schmetterlingseier mehrten sich; unter anderem forderte auch der Lehrer Johann Joachim Kröger aus Schneidemühl, Schwiegersohn Weinbergs, 16 Vot Samen an. Man antwortete ihm, für dieses Jahr wäre es zur Aussaat zu spät, aber im nächsten Jahre sollte er das Gewünschte erhalten.

Noch bevor Barandon nach Krojanke kam, hatte Weinberg seinen Gärtnerburischen Hingehack mit dem Auftrage, alle seine Sezlinge in der Nacht auszukühen und nach Schneidemühl zu bringen. Dadurch sollte verhindert werden, daß der Revisor Einblick in Weinbergs Anlage bekam, welche dieser als riesengroß hingestellt hatte. Ein großer Teil kam um, und als er im Mai seine Anlage in Schneidemühl zusammen hatte, waren es noch nicht 2000 Pflanzen. Zu seiner Verteidigung führte er an, die Krojancker hätten ihm gedroht, seine Pflänzchen zu verwüsten, wenn er sie nicht sofort abholte.

Damit war Weinbergs Schicksal bezeugt. Es wurde festgestellt, daß keine mit Staatsgeldern angelegte Krojancker Pflanzung im jämmerlichsten Zustand war, verschiedene andere Veruntreuungen wurden ans Tageslicht gezogen, und endlich saß er in Schneidemühl im Gefängnis, aus dem er sich durch die Flucht rettete. Er begab sich nach der Neumark, wo man bald seine Spur verlor.

Damit hatte auch seine Plantage ihren Untergang gefunden. Unwillige Leute stahlen während seiner Abwesenheit den Zaun und verwüsteten den Platz, den Weinberg mit einem Graben umgeben, mit Weiden umpflanzt und zu neuer Aussaat vorbereitet hatte. Der größte Teil der Bäume wurde ausgerissen, umhergeworfen und verschleppt. Von den tausenden Pflanzen, Barandon noch gesehen hatte, blieben etwa 200 übrig und davon nur ungefähr 50 lebensfähig. Es ist

durchaus unerklärlich, daß sowohl die Kammer als auch der Magistrat von Schneidemühl nicht eingegriffen hatte.

Weinberg, der dieses wohl geahnt, hatte seinen Schwiegersohn, den vorgenannten Lehren Kröger, gebeten, sich der Pflanzen anzunehmen. Kröger, der bei dem Mühlenbesitzer Wegener in Koschütz wohnte, wandte sich an den Magistrat mit seiner Bereiterklärung, und auch Schröder unterstützte den Antrag. Der Lehrer wollte nur freies Holz oder Strauch für einen neuen Zaun, der unbedingt nötig war, denn die Plantage lag unmittelbar neben der Stadtweide. Der Magistrat, froh, so billig davonzukommen, versprach sofort alles, vergaß es aber eben so schnell. Das Holz wurde am 22. Juli 1778 vom Forstdepartement bewilligt, aber die Vierung geriet in Vergessenheit; zuletzt wollte niemand etwas davon wissen.

Kröger setzte alles daran, um den Seidenbau wieder in die Höhe zu bringen. Gerade wollte er sich zu Anfang des Jahres 1780 auf eigene Kosten einen Zaun bauen lassen, da kündigte ihm der Magistrat einfach den Platz und wies ihm ein vollständig wüstes Landstück an, das er mit vieler Mühe erst bearbeiten mußte. Den alten Platz hatte er gerade zur Aussaat vorbereitet. Unermüdetlich führte er noch die Aussaat auf der neuen Stelle aus, dann wandte er sich mit einer Eingabe an den König und stellte ihm vor, welchen Widerwärtigkeiten der Seidenbau in Schneidemühl ausgelegt sei. Er bat um Schutz seiner Plantage und um neue Bäume, da sein Vermögen nicht ausreichte, diese anzukaufen. Sofort erließ der König am 10. Juli 1780 eine Verfügung an die Kammer, worin er Bericht anforderte. Die Kammer hatte aber kein Interesse am Seidenbau, die Angelegenheit wurde verschleppt, und es ist unbekannt, was daraus wurde.

Es schien, als sollte mit dem Tode Friedrichs auch dieser von ihm so sorgsam gehütete Industriezweig eingehen. Die Winter 1775 und 1776 waren so stark, daß eine große Zahl von Maulbeerbäumen erfrohr, und große Anstrengungen waren nötig, um auf die früher Höhe zu kommen.

In Schneidemühl hatte der Accise-Einnehmer Clericus eine vorzügliche Maulbeerkultur. Etwa 800 Bäume waren von ihm in Alleen, auf dem evangelischen und jüdischen Friedhofe angepflanzt. Für den Rest von 1000 und einem Nachwuchs von 500 Stück, die noch in Saatbeeten standen, wollte er im Herbst 1775 aus eigenen Mitteln eine Plantage errichten und dafür vom Hospital ein Land in Erbpacht zu erhalten. Dieses Land war für jährlich einen Taler an den Probst Büchsdorf verpachtet, der es kaum benutzte, da er Land genug bejaß. Clericus wollte das doppelte zahlen, da er sonst in der Stadt kein geeignetes Land finden konnte, trotzdem der Plantageninspektor und die Kammer den Antrag beim Magistrat unterstützten, wurde die Sache verschleppt. Als aber der Probst am 6. November starb und der Nachfolger noch nicht bestimmt war, wollte man erst recht abwarten.

Clericus versuchte nun, von dem Hospitalvorsitzer und Posthalter Alexander Piper Land zu pachten, aber dieser lehnte jedes

Entgegenkommen ab. Es wurde Frühling, und die Bäumchen mußten veriezt werden. Da wandte sich der Accise-Einnehmer an die Kammer in Bromberg und bat um Hilfe. Der Magistrat, der etwa zu gleicher Zeit mit Piper erfolglos verhandelte, erfuhr von ihm ebenfalls Ablehnung, und da die Kammer nicht mit Brang gegen das Hospital vorgehen wollte, mußte Clericus seine Bäume anderweitig unterbringen, wenn sie nicht verderben sollten. Ein Ziegler Banzelow aus Lt. Krone erklärte sich bereit, sie umsonst zu übernehmen, und im Frühjahr 1780 holte er sie ab. Diese Mißerfolge hinderten Clericus aber nicht, sich frischen Samen zu besorgen, um auf alle Fälle Ersatz zu haben, wenn der eine oder andere Baum auf den Friedhöfen ausging.

Friedrich der Große hatte wohl den Gedanken, Rohseide in großem Maße in seinem Lande verarbeiten zu lassen, diese Idee kam aber nur in kleinem Umfange zur Ausführung, denn die preussische Seide war noch immer 30 Prozent teurer als die vom Auslande, besonders aus Südfrankreich und konnte den Wettbewerb damit nicht aushalten. Im Regedistrikt arbeitete nur eine kleine Bandweberin in Bromberg, die nächste größere Fabrik war in Frankfurt a. d. O. In Schneidemühl selbst beschäftigten sich Seidenzüchter nur mit dem Abhaspeln der Kokons. Diese abgehaspelte Seide, aber auch die rohen Kokons wurden an das Seidenbau-Departement abgeliefert, das für ein Pfund der ersten Art vier bis fünf Taler, für ein Pfund Kokons zwölf Groschen zahlte.

Es sind aber Tabellen aufgestellt worden, welche den Verkauf der Seidenwaren in den einzelnen Orten registrieren. Eine solche verzeichnet in dem Zeitraum von Trinitatis 1795 bis dahin 1796 in Schneidemühl für 50 Taler Nähseide und für 43 Taler seidene Bänder und Schnüre. In beiden Fällen stammten die Erzeugnisse aus Frankfurt a. d. O. Der Preis betrug im Durchschnitt für Stoffe ein bis zwei Taler für die Elle, für Flor 10 bis 12 Groschen, für Bänder das Stück 10 bis 20 Groschen, für Strümpfe und Handschuhe für das Paar ein bis zwei Taler, für Rohseide fünf bis sechs und für Nähseide acht Taler für ein Pfund.

Als die schlimmen Jahre des unglücklichen Krieges kamen, da verschwanden auch die letzten Spuren des Seidenbaues nicht nur in Schneidemühl, sondern im ganzen Regedistrikt.

## Meister Meinike.

Sitze von Kurt Kühns.

Ein kalter Winternebel hing mit seinen grauen Schleiern über der weiten Feldmark und dem stillen Dorfe, das mit seinen Gehöften und dem aus dem fahlen Geißt alter Linden schauenden Kirchturm weltabgeschieden dalag. Es war ein ehemaliges Ansiedlungsdorf, doch die einst so sauberen und in echt deutschen Stilarten aufgeführten Häuser haben verfallen aus, unordentlich, unsauber; hier hing ein Fensterladen schief, dort bröckelte der Kalk von den Wänden, und die Mauer zeigte Risse. Es war eben kein deutsches Dorf mehr.

Still und einsam lag Tomaszewo; der Nebel braute Last und Schwere um die Dächer. Aus

einem entfernten Hofe klang das Summen der Dreschmaschine, dort sammelten sich die Krähen und die Spahen, nach Abfällen zu spähen; das übrige Dorf schien zu schlafen an dem kalten, winterlichen Spätnachmittage. Nur noch aus der Schmiede klang der helle Anschlag des großen Hammers, und der Schein des Schmiedefeuers leuchtete aus der dunkeln Werkstatt in den trüben Wintertag. Puff! puff! der Schlag des Schmiedehammers dröhnte hier tagaus, tagein vom frühen Morgen bis zum späten Abend; hier schaffte der alte Meinicke, der Dorfschmied, den man bis jetzt auf seinem Anwesen belassen, weil man ihn brauchte. Er baute die besten Wagen in der ganzen Gegend, verstand jede Maschine zu reparieren und beschlug Pferde wie kein zweiter.

Vor der Tür stand ein Pferd angebunden; ein polnischer Knecht hielt ihm den Vordertuß, und eben trat der Meister Meinicke aus der Schmiede, das glühende Eisen auf der Zange; er war ein kleiner, hagerer Mann; grausträhni-ges Haar hing um sein ruhi-ges Gesicht, und ein grauer Schnurrbart und die blickigen Augenbrauen über den hellen, klugen Augen gaben ihm den Ausdruck eines Mannes, der weiß, was er will.

Er packte das Eisen auf das röhrende Horn und begann zu nageln. Ein Herr kam quer über die Dorfstraße in vornehmer Bekleidung, die Hibernische schiel auf dem Kopfe. Es war der Herr v. Lipinski, der jetzige Pächter der ehemals preussischen Domäne.

„Belommt ihr das Eisen noch einmal zum Falten, Meister?“ fragte er von oben herab und musterte den Alten durch sein Einglas.

Meinicke erwiderte nichts, schlug gleichmässig drauf los.

„O Banje, das hat Dibe geloset!“ grinste der Knecht. „Auf ganz bröcklig, Stifte einzuzogen Kundenlang, aber jetzt hält Eisen wieder. Kann sich wieder laufen, unsere Blässe.“

Herr v. Lipinski erwiderte nichts, musterte abermals den alten Schmied von oben herab, drehte sich dann kurz um und ging seines Weges.

„So!“ sagte Meinicke und tat den letzten Schlag, „fertig!“ Der Knecht nahm das Pferd am Zügel und führte es im Trab vor. Mit scharfem Auge verfolgte Meinicke die Gangart. Die Blässe hinkte nicht ein bißchen. Dem armen Tier war geholfen, dachte er. Es war ein altes preussisches Artilleriepferd. Und mußte jetzt auch dem Polen dienen. Konnte die arme Kreatur dafür? Aber daß er's auch mußte, das war Schande!

Meinicke deckte das Feuer ab und schloß seine Werkstatt; er konnte jetzt alles allein machen, seit sein deutscher Geselle davongegangen, und einen Polen mochte er nicht haben. Er ging nebenan in das Wohnhaus. Ein schmaler Flur teilte daselbe; Meinicke trat in die Tür zur Rechten, ein behagliches Wohnzimmerchen. Seine Frau, ein kleines, behendes Weib mit den freundlichsten Augen der Welt, kam ihm entgegen, die dampfende Kaffeekeule in der Hand.

Die beiden setzten sich.

„Wozu quält man sich eigentlich noch?“ fragte Meister Meinicke. „Unsere beiden Jungen sitzen gottlob! sicher vor dem polnischen Militär, in Deutschland, unser Mädels, unser Sonnen-

schein — gottlob! auch sicher vor den Polen! — ebenso. Wozu plakt man sich hier? Wie ich noch meinen Acker hatte, arbeitete man für die Heimatscholle. Seit sie uns die abgenommen und uns einen Polen ins Haus geleht haben, ist mir die Luft vergangen. Als Schmied scharwerke ich bloß noch für den polnischen Zwingherrn.“

Ein ängstlicher Ausdruck trat in das Auge der Mutter Meinicke. „Vater,“ entgegnete sie, „leider ist das ja so. Aber wo sollen wir hin? Wir sind alte Leute, wo sollen wir ein neues Unterkommen finden? Die alte Heimat hat ja für all die Rückwanderer keinen Platz. Dürfte wie sie im Barackenlager kampieren, wie wir oft haben erzählen hören.“

Bums! Ein schwerer Gegenstand knallte gegen die Zimmertür und bums! ein zweiter.

„Das sind die Kinder von dem Nowak, unserm polnischen Einlieger,“ sagte Mutter Meinicke. „Sie schießen wieder schwere Artillerie und werfen ihre Pantinen gegen unsere Tür.“

Der Meister war aufgesprungen, zornrot. Er riß die Tür auf und herrschte Ruhe. Plötzlich schnell öffnete sich die gegenüberliegende Tür, und eine leise Weiberstimme erscholl: „Ewig haben Sie etwas mit unsern Kindern, die spielen hier ganz ruhig. Ränker sind diese deutschen — ein paar lastige Schimpfwörter, an denen die polnische Sprache so reich ist, beschließen ihre Rede.“

Meinicke warf die Tür zu. „Das ist schlimmer als Barackenlager, wenn man im eigenen Hause nicht mehr Herr ist!“ rief er ingrimmig hervor. „Ich hab's recht satt.“

Eine Autohufe tönte draußen; langsam mit einem eigentümlich knatternden Motor fuhr ein Kraftwagen vor. „Der scheint den Zungen-pleifer zu haben,“ bemerkte Meinicke. „Oder es ist ihm etwas in die unrechte Kefle gekommen.“

Die Tür flog auf, herein trat — der Herr Starost. Ein lebenswürdiges Lächeln auf dem gelblichen Gesicht, ging er auf Meinicke zu. „Habe eine Banne, lieber Meister,“ sagte er mit gewinnender Stimme. „Sehen Sie doch mal nach dem Schaden.“

Meinicke musterte ihn aus finstern Augen. Dieser lebenswürdige Mann war es, der einen Deutschen nach dem andern aus seinem Besitz gebrängt in brutaler Weise! Die Wut packte ihn. „Ich verstehe mich auf diese modernen Dinger nicht,“ verfechte er kurz und wandte sich ab.

„Sie verstehen das nicht?“ fragte der Starost, ein Lauern in den dunkeln Augen. „Sie sind doch sonst berühmt, daß Sie alles können?“

„Landwirtschaftliche Maschinen, ja, die kann ich ausbessern,“ verfechte Meinicke. „Auf die modernen Dinger da verstehe ich mich nicht.“

Dabei blieb er. Nach einigem fruchtlosen Hin und Her trat der Herr Starost den Rückzug an. Wieder mit knatterndem Motor holperte der Wagen weiter, Meinicke aber wurde ordentlich guter Dinge, — wenigstens einmal hatte er ihnen die Zähne gezeigt.

Zeitig gingen die alten Meinickes zur Ruhe. Mitten in der Nacht tönte ein leises, aber bringliches Klopfen am Fensterladen. Meinicke fuhr aus dem Schlaf empor, horchte, stand auf und öffnete den Laden handbreit.

„Um Gottes willen! helfen Sie uns!“ tönte draußen eine Stimme, deutsche Laute!

„Ja! Was ist?“ fragte Meinicke hilflos.

„Wir haben einen Schaden am Motor,“ antwortete es aus dem Dunkeln. „Wir müssen einen Landsmann über die Grenze bringen, der sonst ins Gefängnis kommt. Helfen Sie uns um Gotteswillen!“

„Gewiß!“ Meinicke fuhr in die Kleider, öffnete die Werkstatt und packte das Feuer an. Draußen stand der Kraftwagen. Mit geübter Hand nahm Meinicke den Motor auseinander, entdeckte den Schaden und begann an der Drehbank ein neues Gewinde zu drehen. Er war im besten Werke, da rollte ein Pferdewerk her-an und hielt kurz an. Es war der Wagen des Domänenwächters. Auf demselben saß — der Herr Starost. Dieser stieg ab und trat in die Werkstatt.

Er warf dem alten Schmied einen Blick zu, der wenig Gutes verhieß. „So!“ sagte er nur. Und noch einmal: „So!“ Dann setzte er sich um, bestieg seinen Wagen und fuhr davon.

Die Insassen des deutschen Wagens hatten auf der dunklen Dorfstraße Deckung gefunden; der Starost hatte sie nicht zu Gesicht bekommen. Ruhig arbeitete der alte Meinicke weiter. Nur eine leichte Blutwelle war in sein vom ewigen Eisenstaub schwärzliche Gesicht gestiegen.

Er setzte jetzt das neue Gewinde ein und ließ den Motor anspringen. Er lief tadellos. Mit einem herzlichen Dank stiegen die Insassen ein — Bezahlung hatte der alte Meinicke abgelehnt — und fuhren in schärfstem Tempo davon. Meinicke setzte wieder seine Werkstatt ab und ging in seine Wohnung hinüber.

Er weckte seine Frau: „Mutter,“ jagte er, „stehe auf, pack das Nötigste zusammen. Unters Bleiben ist hier nicht mehr.“

Mutter Meinicke fuhr auf und starrte ihren Mann entsetzt an. „Vater!“ rief sie atemlos hervor.

„Der Starost ist dazugekommen, wie ich den Kraftwagen ausbesserte,“ sagte Meinicke. „Wir müssen auf alles gefaßt sein. Fort und über die Grenze! Pässe habe ich in Ordnung — für alle Fälle.“

„Vater!“ jammerte die alte. „Und unsere Möbel, unsere Wäsche, — das sollen wir alles im Stich lassen? Bloß das Hemd auf dem Leibe sollen wir gehen?“

„Das haben schon Bessere jetzt befahren“, erwiderte der Meister. „Was machi's? Laß, Mutterchen, weine nicht! Wir sind ja auf Erden doch nur ein Gast, und können's auch nicht mitnehmen, wenn Gott uns abrufft. Laß fahren dahin. Wir gehen zu unseren Kindern, daß sie nicht so allein sind in der Welt.“

Da sprang die alte Frau stink und behende auf und kleidete sich mit zitternden Händen an. „Ja, Vater, ja!“ rief sie. „Zu uns können sie doch nicht mehr kommen. Wir wollen zu ihnen.“

Die ganze Nacht ging das Paden und Kra-men. Als der Morgen dämmerte mit Nebel und Sprühschnee, wanderten die beiden Alten mit Sack und Pack die Dorfstraße hinab zum Bahnhof. „Wir werden unser Posener Land nicht wiedersehen, Mutterchen“, sagte Meinicke, schwer atmend. „Aber unsere Söhne und Enkel, die werden es wiedersehen — weiß ich gewiß!“